

Vortrag von Dr. phil. Leo Ligthart, Oosterhout (NL) : Fremderziehung anno 1986 : Zweifel, Kritik, Perspektiven

Autor(en): **Ligthart, Leo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **57 (1986)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-810510>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Fremderziehung anno 1986

Zweifel, Kritik, Perspektiven

Im Rahmen einer Studienreise nach Holland im Juni 1984 besuchten der Chef des Amtes für Kinder- und Jugendheime der Stadt Zürich, Dr. phil. Ulrich Gschwind, und der Leiter der Stadtzürcher Jugendsiedlung Heizenholt, Paul Sonderegger, unter anderem das Kinderdorf Lievenshove in Oosterhout, eine grosszügig angelegte Einrichtung für Schüler beiderlei Geschlechts, die eine interne, zum Teil auch die externe Volksschule besuchen. Dort lernten sie Herrn Dr. phil. Leo Ligthart kennen, Mitglied des Vorstandes der FICE, Dozent und Heimerzieher im Vollamt. Seine liebenswürdige Tätigkeit als Führer durch einige Heime der Region um Breda und die interessanten Fachgespräche bewogen die beiden FICE-Vertreter der Schweiz, Dr. Ligthart zu einem Gegenbesuch einzuladen, der im Januar 1986 stattfand. Während eines Seminars mit interessierten städtischen Heimleitern und -mitarbeitern hielt er den nachfolgend abgedruckten Vortrag im blauen Saal der Jugendsiedlung Heizenholz in Zürich.

*«Es sind die schlechtesten Bücher nicht,
an denen die Kritiker nagen.»*

(Jean de Boissen)

Bevor ich zur Sache komme, möchte ich Ihnen sagen, dass es mich freut, dieses Referat halten zu dürfen. Angenehm, aber zugleich auch spannend. Ich spreche ja nicht meine Muttersprache und kenne mich nicht ganz aus in der Heimszene Schweiz.

Sollte ich einmal einen Schnitzer machen, so hoffe ich, dass Sie es mir nicht übelnehmen.

Wo ich selber stehe

Zunächst ein paar Bemerkungen, die als Wegweiser dienen sollen.

Wenn ich mich äussere zur Heimerziehung, dann meine ich damit jede Form der Hilfeleistung an Kinder und Jugendliche, die nicht zu Hause leben. Wesentlich ist also, dass sie irgendwo anders als zu Hause wohnen. Ein Ersatz dieses Wortes durch den weiteren Begriff *«Fremderziehung»* ist empfehlenswert (Leitbild I, 1985). In den Niederlanden gebraucht man vorzugsweise den Begriff *«Residentiële hulpverlening»*, der aus dem Englischen entlehnt wurde und sich nur schwer ins Deutsche übersetzen lässt. Notgedrungen greife ich deshalb zurück auf das eingebürgerte Wort *«Heimerziehung»* oder Varianten wie *«Institutionelle»* oder *«Stationäre Hilfe»*.

«Institutionelle Hilfe» umfasst meines Erachtens notwendigerweise das Spannungsfeld zwischen *«leben mit»*, *«erziehen»* und *«behandeln»*. In dieser Hinsicht bin ich nicht einverstanden mit den *«bösen Zungen»* in den Niederlanden, die behaupten, dass man in einem Heim nicht erziehen könne (Groen, 1978), auch nicht, wenn sie aufgrund guter Theorien behaupten, dass *«Institutionelle Hilfe»* keine Erziehung sei (De Ruyter, 1981). Wenn dem so wäre, müssten alle Internate nicht erst morgen, sondern schon heute geschlossen werden.

Es war Langeveld (1969), der auf die Tatsache hinwies, dass Leben, Umgehen mit Jugendlichen, ein *«pädagogisch präformiertes Feld»* ist, eine Situation, die jeden Augenblick in erzieherisches Handeln ausmünden kann. Behandlung, Therapie kommen erst später, als planbare Ergänzung zum alltäglichen Leben. Aber *«Zuwendung – das wichtigste Therapeutikum – lässt sich nicht am Mittwoch von 3 bis 4 verzehren, und kann ... nur in einer Art heilpädagogischem Alltag erfahren werden»* (Mehringer, 1982).

«In der Kürze liegt die Würze» ... aber die Kürze ist zugleich oft das Gewand, in das sich das Vorurteil hüllt, besonders in einer Zeit, wo unsere Arbeit, nicht nur in den Niederlanden, sondern auch international unter kritischem Druck steht. Dabei geht die Kritik etwa folgende Wege:

- a) Man behauptet, dass ein Kind Erziehung braucht.
- b) Man engt den Begriff Erziehung auf etwas ein, das unmöglich in einem Heim stattfinden kann.
- c) Man zieht den Schluss: Kinder gehören nicht in ein Heim.

Oder:

- a) Man behauptet, dass ein Kind allein durch die Bindung an die natürliche Mutter zu einem glücklichen Erwachsenen heranwachsen kann.
- b) Man stellt fest, dass in einem Heim die natürliche Mutter nicht anwesend ist.
- c) Die Schlussfolgerung liegt auf der Hand: Alle Kinder aus Heimen wachsen so schief wie der Turm zu Pisa.

Oder was sagen Sie zu diesem Niederländischen Hirngespinnst, das sogar von einem echten Staatssekretär in der Zweiten Kammer verteidigt wurde:

- a) Man behauptet, dass ambulante Hilfeleistung der stationären vorgezogen wird.
- b) Man nennt Pflegefürsorge ambulant.
- c) Man zieht den Schluss: Pflegefürsorge, die ja ambulant ist, wird der stationären Hilfeleistung vorgezogen.

Diese Gedankengänge – interessantes Futter für Anhänger der Propositionslogik – werden nicht immer ausdrücklich in der Absicht gebraucht, Heimerziehung zu verleumden oder politische Ziele zu verwirklichen. Der Prozess verläuft schleichender, unbewusst, unterirdisch. Das hängt vielleicht mit dem Umstand zusammen, dass, solange in Westeuropa Institute bestehen, die sich mit der Unterbringung von Jugendlichen beschäftigen, es Kritik an diesen Instituten gegeben hat. Denken Sie nur an Charles Dickens' Roman «Oliver Twist».

Als Helfer müssen wir uns gegen solche Labels wehren, und wäre es nur, um von Voltaires Wort: «Man braucht Jahrhunderte, um eine populäre Auffassung zu vernichten» ein Dutzend Jahre abzunagen. Das wird bestimmt der Hilfe für das Kind in einer problematischen Erziehungssituation zugute kommen.

Jetzt, wo Sie so ungefähr wissen, wo ich gesinnungsmässig stehe, will ich mit dem eigentlichen Inhalt meines Vortrags anfangen. Ich stelle mir folgenden Aufbau vor:

- Zunächst verweile ich bei der Art der *Zweifel*, die in bezug auf Heimerziehung in den letzten dreissig Jahren erhoben wurden.
- Danach bespreche ich zwei Hilfeleistungsformen, die sich als Antwort auf die oben genannte Kritik entwickelt haben. Ich richte mich dabei besonders auf die Hilfeleistungsformen in *kleineren Einheiten* aus.
- Dann erkunde ich mit Ihnen die konkreten *Realisierungsmöglichkeiten*, die diese Alternative bietet.
- Zum Schluss werde ich eine Anekdote erzählen.

Zweifel an der Existenzberechtigung der Heimerziehung

Anfangs der siebziger Jahre erwartete niemand, dass der Bedarf an Heimen abnehmen würde. Weder in den Niederlanden (einige dachten es 1968) noch in Zürich war das der Fall (Leitbild III, 1985). Die allgemeine Erwartung war, dass mit dem Wachsen der Bevölkerung die Zahl der Fremdplazierungen zunehmen würde. Warum erfüllte sich diese Prognose nicht, und weshalb entstand ein Zuviel an Kapazität?

Erstens ist unsere Gesellschaft in bezug auf Devianz relativ *tolanter* geworden. Leitbild II (1985) stellt sogar eine relativ grössere Toleranz in bezug auf Verwahrlosungserscheinungen fest. Zweitens haben die Angebote *präven-*

tiver Hilfeleistung (Pädagogische Beratungsstellen, Allgemeine Sozialhilfe, Krisenintervention) in den letzten Jahren stark zugenommen. Drittens ist von einer Tendenz die Rede, Kinder so lange wie möglich in der *Familie* zu belassen. Eine Überzeugung, die unter anderem aus der Tatsache hervorgeht, dass die Systemtheorie in den letzten Jahren an Boden gewann. Die Problematik oder die Devianz des Jugendlichen werden mit der gesamten Familienproblematik in Verbindung gebracht, wobei Zurückhaltung darin geübt wird, die Fremdplazierung als eine naheliegende Alternative ins Zentrum der Bemühungen zu stellen. Diese drei Faktoren haben wohl dazu beigetragen, dass die zu guter Letzt dennoch fremdplazierten Jugendlichen oft ein grösseres Mass an psycho-sozialer Problematik aufweisen als früher.

Viertens schliesslich, und dies ist für unsere weiteren Erörterungen von zentraler Bedeutung, sind Heime nicht länger etwas Selbstverständliches. Man hat hin und wieder gar den Eindruck, dass die *Existenzberechtigung* dieser Form der Hilfeleistung nicht nur zur Diskussion steht, sondern a priori abgelehnt werden müsste.

Gründe für die Kritik

Diese äusserst kritische Haltung, manchmal in irrationale und emotionale Aussagen verpackt, gründet sich meines erachtens auf fünf Faktoren, von denen ich drei näher beleuchten werde.

1. Teils lässt sie sich auf Ergebnisse der *Forschung* zurückführen, die auf die negativen Effekte der Heimerziehung hingewiesen haben, besonders bei sehr jungen Kindern (Hospitalismus, verzögerte Entwicklung, Abhängigkeit). (Spitz, 1945; Bowlby, 1951; 1971; 1975).
2. Daneben lässt sich eine grosse Unklarheit feststellen in bezug auf die Frage, in welchem Masse vollzogene Heimerziehung zum Wohl des Jugendlichen beigetragen hat. In diesem Zusammenhang hat Van der Ploeg (1985a, 1985b) auf das «*Blackbox*»-Phänomen hingewiesen.
3. Von vielen Seiten hört man Bedenken *struktureller* Natur (unter anderem Angenent et al., 1983, 1985), die zum Teil auf die kulturelle und historische Entwicklung zurückzuführen sind, die die Heimerziehung während der letzten zweihundert Jahre in Westeuropa durchmachte (Lighthart, 1984).
4. Zum Teil geht die Kritik auch aus der Feststellung hervor, dass die Behandlung in Heimen oft *zuwenig fachkundig*, methodisch und familienzentriert ist (Durkin et al., 1975; van Acker, 1980; de Ruyter, 1983).
5. Im Gefolge der «*labeling*»-Theorie ist die Kritik auch aus der Auffassung hergeleitet worden, dass die Heime als Abstellplatz dienen würden, um der Gesellschaft Ruhe und Ordnung zu gewährleisten. Dieser gesell-

Cerberus Sicherheitstechnik schützt Menschen und Werte



Cerberus AG, CH-8708 Männedorf, Telefon 01/922 61 11. Zweigniederlassungen und Verkaufsbüros in Bern, Chur, Genf, Lugano, Lutry, Luzern, Pratteln und St. Gallen.

schaftskritische Ansatz hat allerdings seit Ende der siebziger Jahre aus verschiedenen Gründen deutlich an Popularität eingebüsst (Gove, 1970).

Ich werde nun die ersten drei Punkte der Kritik näher beleuchten, denn die neuen Entwicklungen in der Heimerziehung in den Niederlanden und in Deutschland, teils auch in England, müssen vor allem aus dieser Perspektive betrachtet werden.

«Holt die Kinder aus den Heimen!»

Viele Elemente der heutigen emotionalen Kritik an der Heimerziehung gründen in der Forschung von Spitz (1945) und Bowlby (1951). Aber damit ist sie noch nicht fundiert. Der Ruf «Holt die Kinder aus den Heimen» war beim Anblick hospitalisierter Säuglinge und Kleinkinder mehr als berechtigt und notwendig. Die Kritik von Heimjugendlichen, Studenten, Wissenschaftlern und Teilen der Öffentlichkeit hat einen langwierigen und konstruktiven Entwicklungsprozess in Gang gesetzt. Das Bild von düstern Heimmauern, langen Fluren und riesigen Schlafsälen, von bedrückten Kindergesichtern und militärisch drillenden Erziehern musste verschwinden (Münsteraner Erklärung, 1985).

Diese alten Klischees stimmen nun aber einfach nicht mehr, und auch eine direkte Kritik aufgrund der Attachments-Theorie von Bowlby an der heutigen Heimerziehung sollte mit einem guten Schuss Argwohn betrachtet werden, denn erstens gilt Bowlbys Theorie vor allem für *sehr junge Kinder* zwischen null und zwei Jahren. Deshalb lässt sich daraus wohl kaum Allgemeingültiges für unsere Jugendlichen zwischen zwei und achtzehn Jahren herleiten. Zweitens lässt sich die These von Bowlby (1951) und Ainsworth (1969), nach der der Entwicklungsrückstand der Heimkinder ausschliesslich aus dem Fehlen einer monotonen Bindung an die *natürliche Mutter* hervorgeht, auch kritisieren (Yzendoorn et al., 1985).

Es zeigt sich, dass, abhängig von der Qualität der perzeptuellen und sozialen Stimulierung, die Heime besonders die *kognitive Entwicklung* eines Kindes in positivem Sinne fördern können: Es braucht auf intellektuellem Niveau nicht zurückzubleiben und kann ein normales Intelligenzniveau erreichen, wie Barbara Tizard in England überzeugend bewies (Tizard et al., 1970; 1974).

Sozial-emotionale Entwicklung im Heim

Bleibt die wichtige Frage: Wie steht es um die *sozial-emotionale Entwicklung* von Kindern, die in einem Heim untergebracht sind. Diese Frage lässt sich schwer beantworten, weil sie kaum objektivierbar ist. Trotzdem haben Tizard und andere (1971, 1975, 1978) auch auf diesem Gebiet Untersuchungen versucht, und zwar mit Kindern, die als Kleinkind in ein Heim aufgenommen worden waren. Es wurden Zweieinhalb- (1971), Viereinhalb- (1975) und Achtjährige (1978) untersucht.

Die Autoren fanden bei der *zweieinhalb Jahre* alten Gruppe keine grossen emotionalen Störungen. Der einzige Unterschied zur Kontrollgruppe bestand in der Art der Beziehung zu den Pflegern und zu Fremden. Die Kinder waren schüchterner und klammerten sich mehr am Sozial-

pädagogen fest. Bei der *viereinhalb Jahre* alten Gruppe zeigte es sich, dass die Heimkinder nicht mehr Probleme hatten als Familienkinder, nur die Art der Problematik war anders: Heimkinder waren jähzorniger, hatten einen schlechteren Kontakt zu Altersgenossen und wiesen festklammerndes Verhalten auf. Die Familienkinder hatten dafür mehr disziplinarische Probleme (Ungehorsam, Nicht-essen-Wollen usw.). In beiden Fällen sehen die Autoren Zusammenhänge mit der organisatorischen *Struktur der Heime*: Isolierung des Heimes, wodurch den Kindern Erfahrung mit der Nachbarschaft fehlt, und die grosse Zahl der Pfleger (Tizard et al., 1971; 1975 a).

Im Alter von *acht Jahren* zeigten all diese Kinder, ob sie nun in eine Pflegefamilie plaziert worden waren oder nicht, besonders in der Schule mehr Schwierigkeiten als normale Kinder: sie waren ruheloser, hatten mehr Konflikte mit Altersgenossen und waren ungehorsamer, was in Zusammenhang gebracht wurde mit einem kaum zu stillenden *Bedürfnis nach Aufmerksamkeit* und mit der mangelhaften Fähigkeit zum Anknüpfen von Beziehungen mit Altersgenossen (Tizard et al., 1978).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass grobe Entwicklungspathologie, wie sie zum Beispiel von Bowlby (1951) und Flint (1967) beschrieben wurde, auch in Heimen für sehr kleine Kinder nicht vorzukommen braucht. Wir sind jedoch nur wenig informiert über negative Effekte in der Sphäre der sozial-emotionalen Entwicklung bei jungen Kindern, die lange Zeit in einem Heim wohnten. Mögliche

Bietet mehr und schont das Budget die Absaug-Pumpe Median II von Medela



- leise und vibrationsfrei
- zuverlässig und betriebssicher
- grosse Saugleistung und hohes Vakuum
- einfachste Handhabung
- minimalster Unterhalt
- unerreichtes Preis/Leistungsverhältnis
- Schweizer Langzeit-Qualität
- 5 Jahre Garantie

medela

Medela AG, Medizinische Apparate
6340 Baar, Lättichstrasse 4
Telefon 042 31 16 16, Telex 865486

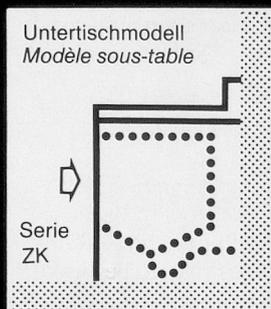
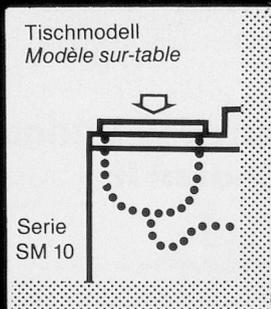
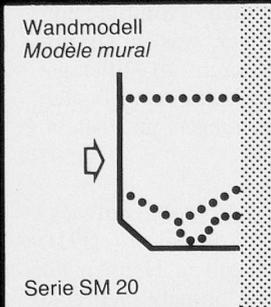


**Das vollständige
Programm
für den modernen
Ausgussraum**

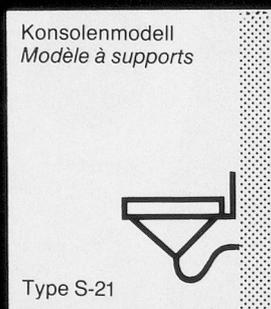
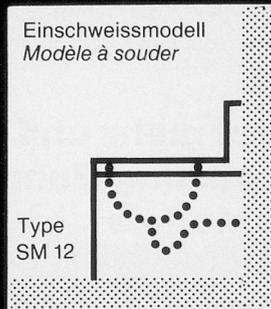
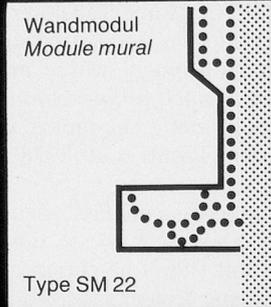
SIC

**Le programme
complet
pour le local
vidoir moderne**

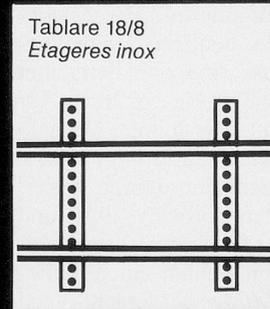
**Beckenspülautomaten
Appareils lave-vases**



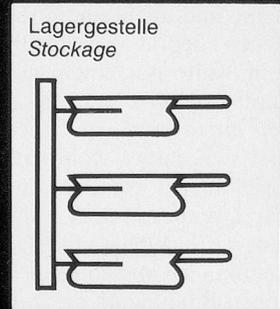
**Ausgüsseinheiten
Vidoirs**



**Kombinationen
Combinaisons**



**Zubehör
Suppléments**



Der moderne Ausgussraum muss hohe Anforderungen in Bezug auf rationellen Arbeitsablauf, Hygiene, Qualität und Zuverlässigkeit erfüllen. Dabei muss eine gute Lösung immer an die örtlichen Gegebenheiten angepasst sein.

Als schweizer Hersteller sind wir in der Lage auf Ihre Wünsche einzugehen. Dabei ermöglicht unsere grosse Erfahrung und ein komplettes Produktsortiment die umfassende und objektive Beratung. Stellen Sie uns auf die Probe – wir freuen uns auf Ihre Anfrage.

Le local vidoir moderne doit répondre aux hautes exigences de rationalité, d'hygiène, de qualité et de sûreté. En outre une bonne solution doit toujours s'adapter aux données locales.

Comme producteur suisse, nous sommes en mesure d'aller à la rencontre de vos souhaits. Notre expérience et notre gamme complète de produits nous permettent de vous conseiller objectivement et intégralement. Mettez-nous à l'épreuve, nous nous réjouissons d'être à votre service.

SIC

SIC AG
Wartenbergstrasse 15
4020 Basel
Telex 62640
Telefon 061/419784

negative Auswirkungen auf Jugendliche, die in höherem Alter in Heimen untergebracht wurden, fehlen unseres Wissens, oder die Untersuchung gibt zu rudimentäre Auskünfte über das Problemverhalten vor der Fremdplatzierung, so dass sich ein möglicher zusätzlicher negativer Effekt der Unterbringung nicht eindeutig feststellen lässt (Junger-Tas, 1983). Gleichwohl habe ich zu meinem Vergnügen gelesen, dass zwischen 1970 und 1982 die Kleinkinderheime in Zürich völlig verschwunden sind (Leitbild III, 1985) und dass Säuglinge und Kleinkinder in der Regel nicht in Heimen untergebracht werden (Leitbild II, 1985).

«Blackbox» oder «Magical-box»

Die Umschreibung «Blackbox» für die Heimerziehung, wie van der Ploeg (1985 a, 1985 b) sie gebrauchte, ist eine wenig glückliche, weil sie zu Missverständnissen führen kann. Die Blackbox weckt meines Erachtens Assoziationen zu dem Flugschreiber eines Flugzeugs, der alle relevanten Daten über den Flug genau registriert (Höhe, Geschwindigkeit, Treibstoffverbrauch usw.). Diese lassen sich selbst nach einem Absturz erschliessen und ermöglichen eine Rekonstruktion des Geschehenen. Wäre das nur der Fall bei der Heimerziehung! Ein Beispiel:

An einem Sonntagabend, vor nicht allzu langer Zeit, meldet sich um 23.00 Uhr einer meiner ehemaligen Zöglinge bei mir. Wir plaudern ein wenig über frühere Ereignisse in der Gruppe, lachen darüber. Auf meine Frage nach seiner heutigen Adresse, damit ich ihm eine Karte schicken kann, antwortet er: Schicke sie nur an Erik, per Adresse: grüner Ford Capri, irgendwo in Nordbrabant. Er lebt und zieht in einem alten Auto herum, entwickelt einen undeutlichen Plan, sich als Zigeuner registrieren zu lassen, denn so kann er in jeder Gemeinde Sozialhilfe beanspruchen. Als er weggeht, geht mir die Frage durch den Kopf: «Wo haben wir da einen Fehler gemacht?»

Unser prozessmässiges Wissen über das, was im einzelnen während des Aufnahmeprozesses in ein Heim geschieht, ist sehr gering. Wohl muss ich betonen, dass dies meines Erachtens für alle Formen der Jugendfürsorge gilt; zumindest hierin stehen wir nicht isoliert da. Wer weiss zudem genau, welche Mittel in einer Pflege- oder Adoptionsfamilie angewandt werden, um die Probleme eines Jugendlichen zu lösen, ausser vielleicht der Hoffnung, dass ein warmes, liebevolles Klima alle Wunden der Vergangenheit heilt.

Wann hat es «genützt»?

Es fängt schon mit der Ausgangslage an. Bis zu einem gewissen Grade wissen wir, mit welchen Problemen ein Jugendlicher in das Heim kommt. Dies rührt vor allem daher, dass wir immer vor der Tatsache stehen, dass die Perzeption und *Definition von Problemen*, die zur Unterbringung führen, subjektiv sind und mehr vom Weg bestimmt werden, über den das Kind im Heim untergebracht wurde (gerichtliche versus freiwillige Unterbringung) als von der eigentlichen Erfahrung des Jugendlichen selbst. Es ist an der Zeit, dass wir, vor allem bei älteren Jugendlichen, während der Untersuchung und Intake auf sie hören.

Bei einer derart undeutlichen Ausgangslage ist es schwer festzustellen, in welchem Zustand der Jugendliche das

Heim verlassen hat, vor allem wenn er auf halbem Wege oder noch früher weglief und verschwand. Wenn schliesslich in unseren Augen die positiven Unterschiede zwischen Anfang und Ende eines Heimaufenthalts festzustellen sind, haben wir Anlass zur Annahme, dass der Aufenthalt wohl sinnvoll gewesen sei. Regelmässig aber werden wir enttäuscht, wie das Beispiel von Erik zeigt. Auch wenn wir eine Unterbringung zum Erfolg geführt haben, bleibt die Frage offen, worin nun die *Behandlung* bestand. Die dringende Frage: «Was nützte diesem Jugendlichen wohl, was anderen offenbar nicht nützte?» bleibt wie das Schwert des Damokles über unseren Köpfen hängen. Die Unsicherheit über künftige Erfolge bei neu aufgenommenen Jugendlichen dauert damit an.

Aus diesem Grunde möchte ich in bezug auf die Heimerziehung lieber von einer *magischen Box* sprechen. Man weiss ungefähr, was hineingeht, man muss abwarten, was herauskommt, und was in der Box geschieht, ist Abrakadabra. Auf die Bedeutung der Beantwortung dieser Frage komme ich weiter unten noch zurück.

Strukturelle Paradoxe

Geht man bei irgendeinem Heim im In- oder Ausland auf Besuch, fällt auf, dass die *Ziele* der Hilfeleistung fast immer mit Ausdrücken formuliert werden wie «Förderung der Selbständigkeit», «Entfaltung der Individualität» und «Vorbereitung auf das Leben in der Gesellschaft». Dennoch zeigt sich, dass die *Struktur* des Heimes nur allzuoft diesen lobenswerten Zielsetzungen überhaupt nicht entspricht. Ich lade Sie zu einer kleinen Gewissensforschung ein:

Was geschieht, wenn ein Junge eine neue «oversized» Niemenjacke haben will? Wen soll er da fragen? Wer alles ist daran beteiligt, diese Frage zu beantworten? Nach wieviel Zeit ist die Beratung darüber zu Ende und bekommt er Antwort? Geht jemand mit zum Laden? Darf er sich die Jacke selber aussuchen? Bekommt er Geld oder einen Gutschein des Heims?

Die strukturelle Kritik an der Heimerziehung lässt sich grob in folgenden drei Punkten zusammenfassen:

1. Innerhalb der Gesellschaft bildet das Heim einen *isolierten Ort*: Zum Teil ist dies ein topographisches Problem: Viele Heime stehen an der Peripherie der verstädterten Gesellschaft. Die Standorte sind historisch bestimmt (weg aus der Großstadt, hinein in die damals gesunde, freie Natur; Isolierung vom verderblichen Stadtmilieu). Andererseits läuft das Heim, auch wenn es einen günstigen Standort hat, das Risiko, eine in sich geschlossene Welt zu werden, weil sowohl Jugendliche als auch Erwachsene, die sich dort aufhalten, mit einer fast natürlichen Selbstverständlichkeit auf das, was innerhalb des Heims stattfindet, ausgerichtet sind.

Diese *psychologische Isolation* kann eine im Prinzip wachstumsfördernde in eine beschädigende Umgebung für den Jugendlichen umwandeln (Van der Ploeg, 1984), dies vor allem, wenn man selbst die nächsten Verwandten des Jugendlichen als «Aussenwelt» definiert. In diesem Zusammenhang ist es sinnvoll, auf die schon früher erwähnten Schlussfolgerungen des Ehepaars Tizard (1971) hinzuweisen, die besonders die unzuläng-

liche Erfahrung mit der Nachbarschaft mitverantwortlich machten für den sozialen Entwicklungsrückstand. Unsere Offenheit ist nur allzuoft «semi-permeabel»: der Bewohner darf wohl hinaus in einen Club, für Einkäufe usw., aber Nichtbewohner (Eltern, Freunde, Freundinnen) dürfen nur spärlich hinein, oft weil man eine Störung des internen Klimas befürchtet.

2. Ein anderer Vorwurf betrifft die *Grösse* der Heime. Viele Wohngruppen sind auf ein Areal oder in einem Gebäude konzentriert, was die Intimität der verschiedenen Einheiten nicht fördert. Ausserdem befasst sich eine grosse Anzahl sich rasch ablösender Erwachsener mit diesen Kindern, was die Welt, in der man lebt, wenig durchsichtig macht. Diese Kritik bewegt sich auf der Spur der Bedenken, die Goffman (1961) schon vor Jahren formulierte.
3. Schliesslich verweist man auf die *hierarchische*, wenig demokratische, dafür oft *bürokratische Organisationsstruktur*. (Vergleiche Schouten et al., 1974.) Wir meinen damit einen Komplex von Erscheinungen, die mit der Tatsache zusammenhängen, dass ein Heim auch noch ein Betrieb ist. Je grösser der Betrieb ist, um so stärker ist die Notwendigkeit, zur Aufteilung von Aufgaben und Verantwortlichkeiten zu kommen. Oft gibt es einen zentralen Vorstand, der sich verantwortlich fühlt für alles, was in den verschiedenen Unterabteilungen geschieht. Die Folge davon ist, dass Vorschläge und Wünsche von Sozialpädagogen und Bewohnern zuerst die lange hierarchische Leiter hinauf- und die Antworten dieselbe Leiter wieder hinuntersteigen müssen. Das bedeutet langes Warten auf Ablehnung oder Erfüllung der Wünsche; vor allem ist es schwer, Einsicht zu bekommen in den Prozess, der abläuft: WER entscheidet nun eigentlich über WAS. Merkwürdig, wenn man sich doch das Ziel setzt, den Bewohnern das Bewusstsein beizubringen, selbst über ihr Leben zu entscheiden!

Oft haben Sozialpädagogen beschränkte Befugnisse und müssen sich auf allgemeine Richtlinien und Regeln des Instituts berufen. Das beeinträchtigt die Möglichkeit, eine Situation nach eigener Einsicht zu beurteilen und danach zu handeln, während sie doch im engsten Kontakt mit den Bewohnern stehen. Ungewollt wird so der Sozialpädagoge entweder in die Rolle eines Aufsichts- oder eines Schalterbeamten gezwängt.

Zusammenfassend kann man sagen, dass viele Elemente der oben wiedergegebenen Kritik zu Recht bestehen.

Die Antwort: *Kleinstheime und Pflegefamilie*

Unter dem Druck der oben besprochenen neuen Verhältnisse und Auffassungen sind andere Formen der Heimerziehung zur Entwicklung gekommen. Dabei wurden zwei Aspekte besonders betont: 1. Die Schaffung kleiner, familienähnlicher Einheiten, die sogenannten Kleinstheime, und 2. die Förderung der Pflegefürsorge. Beide Alternativen sind Sprosse am gleichen Stamm: dem *Normalisierungsprinzip*, das sich auf die Spannung zurückführen lässt, die es in jeder heilpädagogischen Organisation gibt: Sie ist in bezug auf Form und Funktion als Ganzes eine *Organisation*, aber in bezug auf Aufgabenerledigung eine *primäre Gemeinschaft*. Kok (1981) ist der Meinung, dass in diesem Paradox das hauptsächlichste Recht von Aktivisten liege, die Erziehungsorganisationen ausmerzen wollen.

Dieses Normalisierungsprinzip bildet zugleich die Achillessehne beider Alternativen: Die Angst besteht, dass diese De-Institutionalisierungsbewegung die am stärksten behinderten und die deviantesten Jugendlichen nun gerade in den Heimen lässt, womit ihre *Isolation* von der übrigen Gesellschaft eher vergrössert als verkleinert wird. Van der Ven (1985) weist auf diese in den Vereinigten Staaten schon bestehende Tendenz hin.

Die Familie – ein karitatives, nostalgisches Ideal?

Als wichtiger Punkt im Denken über Alternativen zur Heimerziehung hat in den letzten Jahren in den Niederlanden die *Pflegefamilie* fungiert. Dieses Interesse kommt nicht nur durch die schon früher genannte Normalisierungstendenz; es ist auch die Folge einer politisch-fiskalisch motivierten Kampagne von oben. Es geht dort nur um die Kosten der Heimerziehung, um einen Abbau von Heimplätzen zugunsten *billiger Alternativen*.

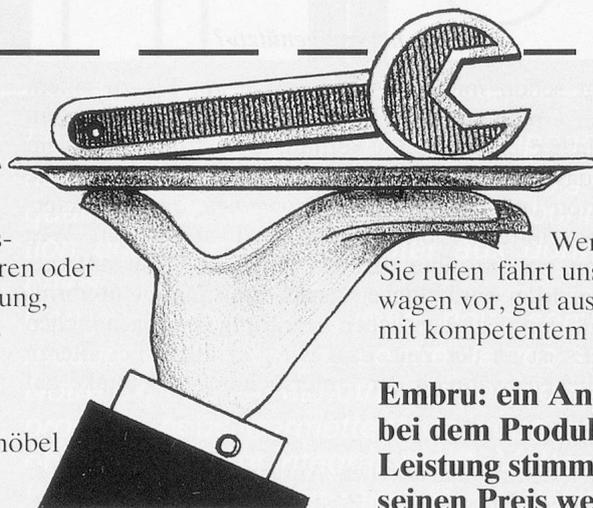
3 Embru Dienstleistungen

Service

IFAS
Halle 2
Stand 224

Wie im gepflegten Restaurant sind auch wir für Sie da, wenn Sie Wünsche haben. Unter Service verstehen wir: Instruktionen jeder Art, Bedienung,

Pflege, Unterhalt, Ausführung von Reparaturen oder ganz einfache Hilfeleistung, wenn's irgendwo fehlt. A votre service!



Wenn Sie rufen fährt unser Servicewagen vor, gut ausgerüstet, mit kompetentem Fachmann.

Embru: ein Angebot, bei dem Produkt und Leistung stimmen, das seinen Preis wert ist.

embru

Embru-Werke, Pflege- und Krankenmöbel
8630 Rüti ZH, Telefon 055/31 28 44
Telex 875 321

S 3/85

Auf die scharfen, oft konkurrierenden Gegensätze, die diese Kampagne zwischen ambulanter Hilfe und Heim-erziehung in den Niederlanden hervorgerufen hat, gehe ich nicht näher ein, weil diese Problematik zu weit von der heutigen schweizerischen Situation entfernt liegt. Hier sei nur die Rede von den Folgen dieser Haltung für Pflegefamilienverhältnisse (Leitbild II, 1985):

Wenig Recht lässt man durch diese Situation der wichtigsten Dimension in der Diskussion widerfahren: dem Suchen nach der Antwort auf die Frage, was einem bestimmten Kind mit einer bestimmten Struktur und Vorgeschichte nun am meisten nützt. *Welche Umgebung fördert sein Wachstum am meisten*, wenn es nicht zu Hause sein kann?

Die Aufnahme von Kindern mit grosser psychosozialer Problematik in Pflegefamilien stellt nicht nur hohe Anforderungen an die Ersatzeltern, sondern verlangt auch nach einer adäquaten Begleitorganisation, die allerdings dann auch wieder Geld kostet! Bezeichnend ist, dass Neustrukturierungsvorschläge in der niederländischen Zweiten Kammer (wo eine Verschiebung der Heimplatzierungen zugunsten von Pflegefamilien vorgeschlagen und beschlossen wurde) nach einem Jahr im Einfrieren der Zahl der Pflegefamilien wegen unvorhergesehener Kostensteigerung resultierte. Es besteht dann die Gefahr, dass die Pflegefamilie von einem «vehiculum laboris» zu einem «vehiculum caritatis» degeneriert. Wir haben aber mit der karitativen Hilfe in der Vergangenheit schlechte Erfahrungen gemacht. Diese besprach Mulock Houwer (1940) schon vor dem Zweiten Weltkrieg.

Elternliebe – und wenn sie fehlt?

Schliesslich sollte man die *historische Dimension* in dieser Diskussion um die Pflegefürsorge etwas stärker beachten. Seit der Französischen Revolution lässt sich in den westlichen Gesellschaften ein zunehmendes Interesse an der Familie beobachten. Der Einfluss von Rousseau und Pestalozzi wird dabei unverkennbar deutlich. Es geht um Aspekte wie die unverdorbene natürliche Veranlagung des Kindes, die Familie als notwendiges Milieu für dessen Erziehung und die zentrale Stelle, die die Mutter dabei einnimmt. Diese romantische Orientierung lässt sich bis auf den heutigen Tag nicht nur bei Wissenschaftlern, wie beim schon früher erwähnten Bowlby, sondern auch bei Helfern feststellen. Achten Sie einmal in einer Versammlung des Stabs, in der für die Aufnahme eines Kindes in eine Pflegefamilie plädiert wird, auf entsprechende Voten!

Diese aus der Romantik stammenden Ideale haben einerseits für «Pendelbewegungen» zwischen den Alternativen Pflegefamilie – Kinderheim gesagt, wie zur Zeit der Philantropiner und des Réveils in der zweiten Hälfte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Andererseits haben sie beigetragen zu ziemlich starken, ambivalenten Gefühlen bei Jugendschützern in Betrachtungen über die Familie. Man entdeckte erst spät, dass für die Verwirklichung einer idealen Familienerziehung die *bürgerliche Familie* Modell stand, und das war gerade das Problem: die Kinder, für die gesorgt wurde, stammten gerade nicht aus dieser Klasse. Einerseits war die «Naturwärme» der Elternliebe in der Familie unentbehrlich und unersetzbar, andererseits zeigte es sich, dass viele Eltern eine Katastrophe für die Kinder bedeuteten. Ihnen die Kinder einfach

In der Reihe Schriften zur Anthropologie des Behinderten ist im VSA Band V erschienen unter dem Titel

Selber treu sein

Personalität als Aufgabe

Dieser interessante fünfte Band der Reihe enthält Texte von Imelda Abbt, Kaspar Hürlimann und Rudolf Zihlmann. Im Vorwort schreibt Martin Meier, Bern, der Präsident des VSA: «Es entsteht ein neues Bedürfnis nach Wert und Sinn. Wir sollten uns fragen lassen, wie weit der Top-Service unserer Heime Wesentliches hinterlässt. Was steckt hinter den Erziehungstechniken, therapeutischen Verfahren, hinter Ergotherapie, Physiotherapie und Sterbehilfe? Steht der «Klient» oder «Patient» trotz allen gutgemeinten Anstrengungen in den eigentlichen Fragen seines Lebens nicht allzu oft alleine da? Der VSA freut sich, dass in diesem Buch das innerste Anliegen seiner Arbeit aufgegriffen wird. Wir wollen dafür eintreten, dass in unseren Heimen das Menschsein und die Menschenwürde geachtet und vertieft wird. Sollen Heime zur Heimat werden, so ist in ihnen, wo so viel Macht, Ohnmacht, Anklage, Rechtfertigung, Leid und Freude, Zweifel und Hoffnung zusammenkommt, eine menschliche Nähe zu pflegen, die spürbar da ist».

Band V ist zum Preis von Fr. 13.50 beim Sekretariat VSA, Verlagsabteilung, zu bestellen, wo auch alle übrigen Bände dieser Schriftenreihe erhältlich sind. (Ohne Porto und Verpackung!)

Bestellung

Wir bestellen hiermit

- Expl. Band I
«Geistigbehinderte-Eltern-Betreuer»
4 Texte von Dr. H. Siegenthaler Fr. 10.60
- Expl. Band II
«Erziehung aus der Kraft des Glaubens?» – Texte von
Imelda Abbt, Norbert A. Luyten, Peter Schmid
u. a. Fr. 14.70
- Expl. Band III
«Begrenztes Menschsein» – Texte von O. F. Bollnow,
Hermann Siegenthaler, Urs Haeblerlin u. a. Fr. 18.60
- Expl. Band IV
«Staunen und Danken» – Fünf Jahre Einsiedler-Forum
des VSA Fr. 19.—
- Expl. Band V
«Selber treu sein» – Texte von Imelda Abbt, Kaspar
Hürlimann, Rudolf Zihlmann Fr. 13.50

Name und Vorname _____

Genauere Adresse _____

PLZ/Ort _____

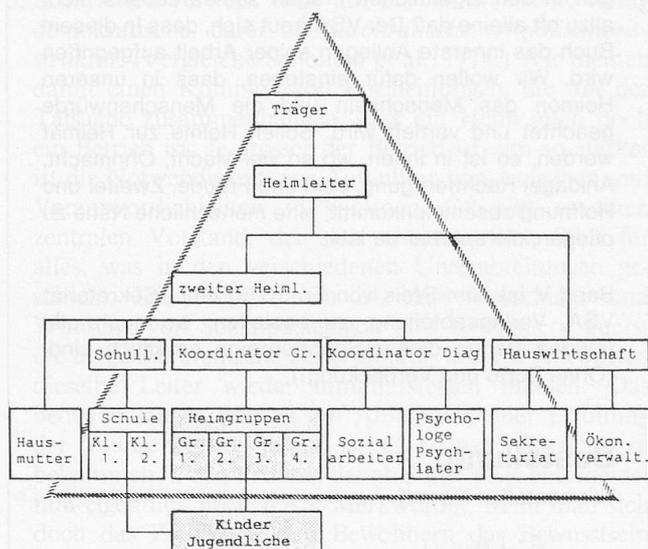
Unterschrift, Datum _____

Bitte senden Sie diesen Talon an das Sekretariat VSA,
Verlagsabteilung, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich.

zu entziehen war nicht möglich; damit wäre ja das beste Erziehungsmittel, die Elternliebe, verloren gegangen. Es gab nur eine Lösung: *Die Familien mussten, wenn irgendwie möglich, intakt bleiben und als Ganzes erzogen, verbessert werden.* Dieses System ist besonders bekannt geworden unter dem Namen «probaton» in Amerika. Es fand um 1890 herum auch seine Verkörperung in den «Pro-Juventute»-Vereinen in den Niederlanden (de Rooy, 1982) und wird noch praktiziert in der Jugendhilfe in der Tschechoslowakei.

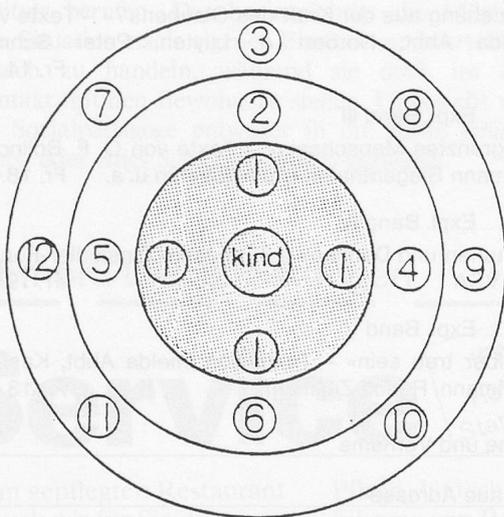
Organisationssysteme in der Heimerziehung – das Delta- und Omikron-Modell.

Delta-Modell



Omikron-Modell

(= konzentrische Arbeitsgruppen)



- | | |
|----------------------|-------------------------|
| 1 Sozialpädagoge | 7 zweiter Heimleiter |
| 2 Gruppenkoordinator | 8 Arzt |
| 3 Heimleiter | 9 Psychiater |
| 4 Psychologe | 10 Spieltherapeut |
| 5 Heilpädagoge | 11 sonstige Therapeuten |
| 6 Sozialarbeiter | 12 Verwaltung |

Kleinstheime: Betrachtungen und Vergleiche

In den letzten zehn Jahren ist in den Niederlanden eine bunte Mischung von Kleinstheimen entstanden. Sie gleichen einander in folgenden Punkten: 1. Man baut *möglichst viele Familienaspekte* ein: gewöhnliches Haus in einer gewöhnlichen Strasse, als fester Kern der Sozialpädagogie oder ein Ehepaar. 2. Das *Betreuer-Kind-Verhältnis* ist so hoch wie möglich. 3. Möglichst *autonome* Arbeitsweise; dadurch nähert sich die Organisationsstruktur dem «Omikron»-, statt dem «Delta-Modell» (siehe Abbildung). 4. Die Altersgliederung ist meistens vertikal, in der Regel arbeitet man *koedukativ*.

Diese Kennzeichen wurden übrigens schon früher beschrieben: Wenn wir die Times von 1943(!) aufschlagen, lesen wir: «Es ist besser, Kinder unterzubringen in Familienhäusern mit Kindern beiderlei Geschlechter von verschiedenem Alter, mit einem Mann, der genauso wie alle Väter arbeiten geht» und «dass die Zeit jetzt gekommen ist, dass Jugendschutz-Kinder in derselben Strasse wohnen sollten wie andere Kinder ... statt ... weit weg vom gewöhnlichen Leben» (Brown, 1943). Sie sehen, es gibt wenig Neues unter der Sonne!

Zurück zu den Niederlanden. Diese kleineren Wohngruppen unterscheiden sich nicht nur stark in bezug auf die Namengebung, sondern ebenso sehr bezüglich Träger-schaft: Bald sind es kleine, autonome Stiftungen, bald sind sie in eine grössere Organisation eingegliedert.

Wichtig sind nun folgende Fragen: Welche Alternativen bieten Kleinstheime? Inwiefern wird damit eine Antwort auf Grenzen der Heimerziehung gegeben? Und andererseits: Welche Beschränkungen bringt das Kleinstheim seinerseits mit sich? Vor allem diese letzte Frage ist von Bedeutung. Im Gegensatz zu Holland bilden in der Schweiz Alternativen wie heilpädagogische Grossfamilien und Wohngruppen mit verschiedener Betreuungsintensität eine gewisse «Konkurrenz» zum Heim.

Wenn im Heimwesen «Marktmechanismen» als Denkmodell eingeführt werden, um Zusammenhänge zu formulieren (Leitbild I, 1985), muss man als guter «Produzent» sowohl die Pros als auch die Kontras des «Konkurrenten» angeben können. Erst dann kann man flexibel auf den Markt einwirken. Wir vergleichen die mehr oder weniger traditionelle Heimgruppe mit der Wohngruppe aus der Sicht des Lebensklimas, der Rolle des Sozialpädagogen und der Stellung der Eltern und nächsten Verwandten.

Das Lebensklima

Aus dem Vergleich lässt sich schliessen, dass das Wohnklima in einer kleineren Gemeinschaft eine Anzahl wichtiger Möglichkeiten bietet in bezug auf Aspekte wie: «Ausgehen vom Alltag», «Anschliessen an die eigene Verantwortung des Jugendlichen» und «Konfrontation mit der Realität».

Damit ist die kleinere Wohngruppe noch nicht die Alternative zur Heimerziehung. Auch die Schwächen sind ersichtlich: Die kleinere Wohngruppe stellt hinsichtlich der Beziehungen *höhere Anforderungen* an den Jugendlichen. Das Zusammenleben ist intensiver, die Konfrontation mit der Gesellschaft direkter. In dieser Hinsicht

bietet die Heimgruppe mehr Schutz. Für Jugendliche mit grossem «acting-out»-Verhalten und einer psycho-pathiformen Entwicklung erscheint die Aufnahme in solche Einheiten kontraindiziert. Bei der Wahl zwischen Kleinstheim und Heimgruppe spielen die *Ressourcen des Jugendlichen* eine wichtige Rolle; das vielgerühmte Normalisierungsprinzip kann hier nur beschränkte Anwendung finden (Willemsen, 1982). Den Optimismus von Angenent et al. (1983), wonach sich für jedes Kind eine Wohngruppe finden lasse, teilen wir nicht, besonders dann nicht, wenn man ihn unter dem Aspekt der möglicherweise gestiegenen psycho-sozialen Problematik bei Jugendlichen, die schliesslich in einem Heim untergebracht werden, betrachtet.

Die Rolle des Sozialpädagogen

Sozialpädagogen brauchen weniger Energie aufzuwenden für die Beherrschung und *Regulierung* des Geschehens in der Wohngruppe, diese verlaufen in einer kleinen Wohngruppe selbstverständlicher.

Dem steht gegenüber, dass durch einen intensiveren individuellen Kontakt mit den Jugendlichen eine grössere Beteiligung und *Abhängigkeit* entsteht. Von manchen Fachleuten (unter anderem Klomp, 1984) werden in der kleineren Wohngruppe ähnliche Ablösungsprozesse festgestellt wie in einer Eltern-Kind-Beziehung. Wenn man tagaus, tagein mit schwierigen Kindern zusammenlebt, ist es von Bedeutung, dass man sich an Kollegen wenden kann, die als Halt und Stütze funktionieren. Dies nun scheint ein schwacher Punkt bei kleineren Wohngruppen zu sein. In einer Untersuchung des Justizministeriums nach Arbeitsbefriedigung und Stellenwechsel von Sozialpädagogen zwischen 1980 und 1983, an der ich beteiligt war, war eines der auffälligsten Ergebnisse, dass Kleinstheime an und für sich die *Berufstreue* von Sozialpädagogen *nicht* positiv beeinflussen.

Wenn Sozialpädagogen in einem kleinen Setting ohne Dachorganisation arbeiten, wird zuviel von ihnen verlangt bezüglich des Managements. Auch bekommen sie zu wenig Unterstützung in ihrer Arbeit, was zu Stress führt. In diesem Zusammenhang wurde bemerkt, dass die Arbeit in einem kleinen Setting innerhalb eines *grösseren organisatorischen Zusammenhangs* deutliche Vorteile mit sich bringt. Die Erzieher können so die erforderliche Unterstützung für ihre Arbeit finden (Brandjes et al., 1983).

Die Stellung der Eltern und nächsten Verwandten

Auf die Bedeutung der Elternbeteiligung an der Heimerziehung wurde schon hingewiesen (Kellmer Pringle et al., 1960). De Ruyter (1981) ist denn auch zu Recht der Meinung, dass das Angebot der Heimerziehung in einem *Verbund verschiedener Hilfsformen* bestehen sollte:

1. Hilfe für die Familie ohne den in eine Einrichtung aufgenommenen Jugendlichen
2. Hilfe für den aufgenommenen Jugendlichen
3. Hilfe für die ganze Familie.

Erwartungsgemäss beeinflussen kleinere Wohngruppen die Kontakte zwischen Eltern und Sozialpädagogen positiv. Eine adäquate Anwendung des «*Modell-Lernens*» wird möglich. Weil der Sozialpädagoge eine Anzahl typischer elterlicher Aufgaben erfüllt, kann er in der «gewöhnlichen», kleineren Wohngruppe für Eltern als ein wichtiges Rollenmodell fungieren (Wiewauters et al., 1982).

Aus einer Untersuchung von Aldgate (1978) kann der Schluss gezogen werden, dass die Eltern die Schwelle für ihre Mitarbeit um so höher ansetzen, je mehr familienähnliche Merkmale das Heimsetting aufweist. Pflegefamilien kamen in dieser Untersuchung eher schlecht weg. In einer Familie oder familienähnlichen Situation können *Inferioritätsgefühle* eine stärkere Rolle spielen wegen des Verlusts des «Elternstatus». Vor diesem Hintergrund soll man auch das Auftreten von Konkurrenzproblemen zwischen Eltern und Sozialpädagogen sehen, wie sie Bijlsma et al. (1981) beobachteten. Wichtig ist, dass die *Zusammenarbeit sorgfältig begleitet* wird. Dies weist wieder auf die Bedeutung eines grösseren organisatorischen Zusammenhangs zur Unterstützung, wie dies in Browndale seit Anfang der siebziger Jahre in Form einer konsiliarischen Gruppe funktioniert (Das therapeutische Familienhaus, 1979/1980).

Perspektiven

Zwei Dinge sind bisher unbesprochen geblieben. An erster Stelle ist es die Frage: Welches sind die Möglichkeiten, die Vorteile der Kleinstheime in die bestehenden, grossangelegten Heime zu integrieren? An zweiter Stelle haben wir auf das «Magicalbox»-Phänomen und die Bedeutung von dessen Präzisierung hingewiesen. Auf beide Aspekte sei hier kurz eingegangen:

Der Ultraschall-Vernebler von Medela... zur Dauer- und Medikamenteninhalation



- hervorragend für Dauerlauf
- einfachste Handhabung
- Zeitschaltuhr serienmässig
- Trockenlaufschutz
- Ausführung trag- oder fahrbar
- regulierbare Nebel- und Luftmenge
- höchste Hygiene

medela

Medela AG, Medizinische Apparate
6340 Baar, Lättichstrasse 4
Telefon 042 311616, Telex 865486

Vom Heim zur Wohngruppe

Wenn im Leitbild I (1985) als konkrete Vorwürfe gegen die Heime und gegen die Heimträger zu wenig Flexibilität im Angebot, zu wenig Familienähnlichkeit und zu grosse Einheiten genannt werden, ist die Frage nach der Möglichkeit von *kleineren Einheiten* bestimmt von Bedeutung. Vorausgesetzt wird, dass grosse Organisationen wie ein Kleinstheim arbeiten, aber dass kleine Organisationen ebenfalls hemmende Merkmale einer grösseren Organisation haben können. Es geht hier nicht um ein quantitatives, sondern vor allem um ein qualitatives Problem: Dem Jugendlichen, der nicht mehr zu Hause sein kann, ist eine Wohnsituation zu bieten, die möglichst viele Merkmale seines eigenen primären Milieus, der Familie, aufweist.

Alle Kinderheime zu schliessen, überall Häuser zu kaufen, hat natürlich keinen Sinn, sondern käme einer gewaltigen Kapitalverschwendung gleich. Doch lassen sich einige Schritte skizzieren, nach denen ein Prozess in Richtung Kleinstheime in Gang gesetzt werden könnte. Ich beschränke mich dabei vor allem auf Möglichkeiten in der organisatorischen Struktur des Heims. Diese Schritte stützen sich auf Erfahrungen, die in dem Behandlungsheim gesammelt wurden, in dem ich selbst tätig bin.

Erster Schritt:

Der erste Schritt im Prozess wurde in der Mehrheit der bestehenden Kinder- und Jugendheime schon lange getan. Das *Pavillonssystem*, schon vor dem Krieg als eine moderne Alternative in der Heimerziehung propagiert (Winnubst, 1968), von manchen als eine «neue Fassade für ein veraltetes Gebäude» betrachtet (Angenent et al., 1985), bildet dabei einen guten Ausgangspunkt.

Zweiter Schritt:

Ein zweiter Schritt besteht im Zusammenbringen von Pflegefunktionen im Pavillon. Es geht um die *Dezentralisierung* vitaler Funktionen, wie Kochen, Waschen, Flickarbeiten, die Einführung eines Budgetierungssystems, wobei die Verwaltung von Geld für Essen, Erholung, Bekleidung, Taschengeld in die Hand des Sozialpädagogen übergeben wird. Man könnte jetzt von einer «dezentralisierten Heimgruppe» sprechen. Eine interessante Frage dabei ist, *inwiefern ein grösseres Mass an Autonomie günstige Folgen für die Qualität der Hilfeleistung hat* (Lighthart, 1977).

Da in bezug auf diese Frage kaum zu verallgemeinernde Untersuchungen angestellt worden sind, sei auf eine andere Untersuchung von Barbara Tizard (1975 b) hingewiesen. Sie untersuchte junge Kinder aus dreizehn Nannies in bezug auf Intelligenz und Sprachentwicklung und stellte fest, dass ein grösseres Mass an Autonomie durch Dezentralisierung (familienähnlicher Aufbau der Gruppe, selbständige Programme, Bestimmung des eigenen Essens) zu qualitativ besseren Sozialpädagoge-Kind-Interaktionen führte, was mit einer signifikant höheren Intelligenz und Sprachentwicklung der Kinder korrelierte.

Dritter Schritt:

Schritt drei besteht im Anbringen von Änderungen in der organisatorischen Struktur des Heims. Dies ist ein delikater

Schritt, weil man natürlich nicht willkürlich Einheiten einer Organisation, in diesem Fall die Heimgruppe, selbständig machen kann. Die Abstimmung der Arbeiten aufeinander und damit das Ziel eines integrierten Hilfeleistungsprozesses für Jugendliche kann dadurch gefährdet werden. Im allgemeinen kann man sagen, dass dieser Schritt eine Entwicklung von interner Differenzierung zu *interner Spezialisierung* bedeutet.

Aufnahme, Behandlung, Nachbetreuung sind Funktionsschritte, die innerhalb der Organisation für alle Jugendlichen gleich ausgeübt werden. Nachteil dieser internen Differenzierung ist, dass sie die Ungleichheit und die indirekte Beteiligung hinsichtlich des ganzen Behandlungsprozesses verstärkt und dadurch leicht Konflikte zwischen Behandlungs- und Aufnahmestab auslöst.

Die Zwischenphase wäre eine «inhaltliche Dezentralisierung» als ein Schritt auf dem Weg zur internen Spezialisierung, die sowohl im Internat, in den verschiedenen Wohngruppen als auch in einer Aussenwohngruppe in der Aufnahmepolitik (Vertikale Gruppe mit Altersdurchlässigkeit nach oben, Koedukationsgruppe, Wohngruppe für junge verwahrloste Mütter mit Kindern) und damit in der Zielgruppe und der Behandlung selbst verschiedene Akzente setzt. Der Vorteil dieser internen Spezialisierung liegt darin, dass die *Beteiligung am ganzen Hilfeleistungsprozess* zunimmt; die Gefahr, dass mit der Spezialisierung eigene «Königreiche» entstehen, muss aber ebenfalls erwähnt werden. *Koordination* nicht nur innerhalb des Heims, sondern auch auf städtischer Ebene ist eine zwingende Notwendigkeit, um die man aber sowieso nicht herumkommt.

Abermals die «Magische Box»

In der Perspektive des oben Gesagten ist die Lösung des Problems der «Magischen Box» von grosser Bedeutung, vor allem, wenn man vor der Neustrukturierung der Fremderziehung steht wie in Zürich*. Es handelt sich darum, die Frage zu beantworten, welche konkrete *Behandlungsumgebung* dem Jugendlichen in einer problematischen Erziehungssituation geboten wird, und zwar im allgemeinen (das heisst für das ganze Heim oder die ganze Wohngruppe) wie für den einzelnen Jugendlichen im besonderen. Diese Umgebung ist das *Behandlungsinstrument*, womit das Heim seine Hilfeleistung legitimiert, sowohl gegenüber dem Jugendlichen und seiner Familie, gegenüber der einweisenden Instanz als auch für sich selbst. Empfehlungen im Leitbild I (1985) wie empirische Überprüfung von *Indikationskatalog* und *Aufnahmep Praxis*, vergleichende Erfassung des *pädagogischen Angebots* (Raster) und Entwicklung konzeptioneller Möglichkeiten hinsichtlich *Austrittsvorbereitung* und *Nachbetreuung* verdienen meines Erachtens eine hohe Priorität.

Wenn wir diese Empfehlungen mit Fragen verbinden, wie Coleman (1980) sie formulierte, und sie ein wenig erweitern, geht es um folgende Aspekte:

* Das hier angesprochene neue Leitbild für die stadtzürcherischen Kinder- und Jugendheime konnte am 8. August 1986 als dreibändiges Werk vorgestellt werden.

- Welche Jugendlichen werden angemeldet, und wie lassen sich ihre Probleme im Zusammenhang mit ihrem primären Milieu charakterisieren? Wie verläuft die Hilfeleistung für den aufgenommenen Jugendlichen selber, die Familie ohne den aufgenommenen Jugendlichen, und die ganze Familie (de Ruyter, 1981)? Welchen Stellenwert haben diese Komponenten?
- Wie gross ist für den Jugendlichen der Raum zum Experimentieren? Und damit verbunden:
- Wie sieht das System von Sanktionen aus (Strafen, Massnahmen)?
- Wie teilen die Mitarbeiter die gemeinsame Verantwortung für den gesamten Hilfeleistungsprozess?
- Wie steht es um die Nachbetreuung?

Sie sehen, für das A.K.J. (= Amt für Kinder- und Jugendheime der Stadt Zürich), aber auch für Sie selber bleibt noch Arbeit genug!

Ex Hamburgia Victoria?

Zum Schluss eine Anekdote. 1779 gab es in Hamburg ein Preisausschreiben. Der Zustand des örtlichen Waisenhauses war so schlecht, dass die Regenten um die Gesundheit der Waisen bangten. Die Diskussion richtete sich auf die Frage, ob man das Waisenhaus nicht besser aufheben und die Kinder in benachbarte Dörfer bringen könnte, mit viel frischer Luft und Körperbewegung. Die Regenten konnten das Problem nicht lösen. Ein Preisausschreiben musste die Lösung bringen. Ein Rechtsanwalt (Georg Starck, Frankfurt am Main) und zwei Pfarrer (Johann Haun, Gotha, und Johann Goldbeck, Graudenz) gingen daraus als Gewinner hervor. Mit diesen dreien gewann eigentlich die Familienpflege. Wichtige Argumente waren: Einschränkung der Kosten, Vorteile für die Gesundheit der Kinder, Chancen einer günstigen Charakterbildung; auf dem Lande würden die Kinder zu nützlichen Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft heranwachsen.

Die Regenten wussten, wofür sie sich entscheiden mussten, die Stadtverwaltung stand aber vor folgender Tatsache: Es zeigte sich, dass Pflegefamilien kaum oder gar nicht zu finden waren, die früheren Erfahrungen waren nicht ermutigend und ... man baute ein neues Waisenhaus! 1785 war der Neubau fertig (Schneider, Zitat nach: Lieshout et al., 1981).

Con amore zitiere ich den letzten Satz von Aldgates Ausführungen: «Let's look again at residential care and stop seeing it as a second alternative to foster care.» («Schenken wir der Institutionellen Hilfe wieder mehr Aufmerksamkeit und hören wir auf, sie als minderwertige Alternative zur Pflegefürsorge zu betrachten.»)

Literaturhinweise

- Acker, J. van, Van problematisch gezin naar problematische hulpverlening. Tijdschrift voor Orthopedagogiek, 1980, 3, p. 133-142.
- Aldgate, J., Advantages of residential care. Adoption and Fostering 1978, 2.
- Angenent, H., et al., Het leefgroephuis, Kleinschaligheid in de kindbescherming. Haarlem, 1983.
- Angenent, H., et al., Leefgroephuizen, kleinschalige methodiek in de kindbescherming. Sjaw, 1985, p. 338-340.

- Bowlby, J., Maternal care and mental health. W.H.O. Geneva, 1951.
- Bowlby, J., Attachment and Loss, Vol.I; Attachment. Harmondsworth, Penguin, 1971.
- Bowlby, J., Attachment and Loss, Vol.II: separation, anxiety and anger. Harmondsworth, Penguin, 1975.
- Brandjes, M., et al., Arbeidsbevrediging en verloop onder groepsleiding van tehuizen en instellingen van de Kinderbescherming en Bijzondere Jeugdzorg. Wageningen, 's Gravenhage, 1983.
- Brown, I.H.D., Educational Supplement. Times, 4 December 1943.
- Bijlsma, A., et al., Wie voedt mij op, mijn ouders of jij? Sjaw, 1981, p. 119-121.
- Coleman, J.C., Central Issues in the Residential care of Young People. Journal of Adolescence, 1980, 3.
- Durkin, R.P., et al., Evaluating Residential Treatment Programs for Disterbed Children, in: M. Guttentag, et al., Handbook of Evaluating Research (Vol. 2.), Beverley Hills (Cal.), 1975.
- Enige gedachten over de toekomstige structuur van de Kinderbescherming in Nederland. Nationale Federatie voor Kinderbescherming, 's Gravenhage, 1960.
- Flint, B.M., The child in the institution. London, 1967.
- Goffman, E., Asylums New York, 1961.
- Gove, W., Societal reaction as an explanation of mental illness: An evaluation. American Sociological Review, 1970, 35, p. 695-700.
- Groen, K., 35 opmerkingen naar aanleiding van de Rechten van het kind. FICE-Nederland, 1978.
- Het Therapeutisch gezinshuis, Kleinschalige hulpverleningsvormen. Stichting Browndale Nederland/Paidos, Nijmegen, 1979/1980.
- Junger-Tas, J., Uithuisplaatsing van kinderen. Mededelingenblad Coördinatie commissie Wetenschappelijk Onderzoek Kinderbescherming. Special issue, Aug. 1983.
- Kellmer Pringle, M.L., et al., Early, prolonged separation and emotional maladjustment. Journal of Child Psychology, 1960, Vol. 1, p. 37-48.

Portolift E 24



- Schweizerfabrikat
- Ideal in Kombination mit erhöhten oder hydraulisch verstellbaren Badewannen.
- Auch geeignet als Gehtrainingshilfe.
- Platzsparend, geräuscharm.
- Auf Wunsch kabellose NBS-Stromzufuhr.
- Verlangen Sie kostenlose Vorführung an Ort und Stelle.

bimeda

Rehabilitationshilfen Heim- und Spitalbedarf AG
Bubentalstrasse 7, CH-8304 Wallisellen, Telefon 01/830 30 52

- Klomp, M., Het therapeutisch klimaat en de leefgroep, in: P.M. van den Bergh, Grenzen van de residentiële hulpverlening, 's Gravenhage, 1984.
- Kok, J.F.W., De residentie als orthopedagogische organisatie, in: J.D. van der Ploeg, Jeugd (z)onderdak I, Alphen aan de Rijn, 1981.
- Langeveld, M.J., Beknopte theoretische pedagogiek. Groningen, 1969. 13.
- Leitbild, 1985/90, für die städtischen Kinder- und Jugendheime.
I: Einführung, Übersichten, Gestaltungsvorschläge.
II: Grundlage zur Nachfrageentwicklung.
III: Grundlage zur Angebotsentwicklung.
Fachstelle für Heimerziehung, Zürich, 1985.
- Lighthart, L.E.E., Autonomie von Leefgroepen en Ontwikkelingspeil. Maandblad Geestelijk Volksgezondheid, 1977, 32, p. 79-89.
- Lighthart, L.E.E., Residential care in a cultural perspective. FICE paper, FOT/Boedapest, 1984.
- Mehringer, A., Erzieher sein heute. Unsere Jugend, 1982, 34, p. 208-212.
- Mulock Houwer, D.Q.R., Gezinsverpleging. Haarlem, 1940.
- Münsteraner Erklärung zur Heimerziehung. Internationale Gesellschaft für Heimerziehung I.G.F.H./FICE B.R.D. Münster/West, 1985.
- Ploeg, J. van der, Het tehuis als beschadigende of helpende omgeving; in: P.M. van den Bergh, Grenzen van residentiële hulpverlening, 's Gravenhage, 1984.
- Ploeg, J. D. van der, Plaats en functie van het kindbeschermingshuis in de toekomst; in: J.F.W. Kok, et al., Ambulante en residentiële hulp. Leuven/Amersfoort, 1985 a.
- Ploeg, J. D. van der, Die Heimerziehung in Europa - Kritik und künftige Gestaltung. FICE-Kongress Luxemburg 5.-8. Juni, 1985 b.
- Rooy, P. de, Kinderbescherming in Nederland; in: B. Kruithof, et al., Geschiedenis van opvoeding en onderwijs. Nijmegen, 1982.
- Ruyter, P. A. de, Opvoedingsimpasse en residentiële hulp, in: J. D. van der Ploeg, Jeugd (z)onder dak I. Alphen aan de Rijn, 1981.
- Schouten, J., et al., Laat je niet kennen. Deventer, 1974.
- Schneider, K., Das Preisausschreiben der Patriotischen Gesellschaft in Hamburg zur Verbesserung der Waisenerziehung im Jahr 1779; in: B. Kruithof, et al., Internaat of pleeggezin, 200 jaar discussie. Amsterdam/Utrecht, 1981.
- Smeets, P., et al., Groepsleider tussen ouder en kind. Kind en Adolescent, 1984, 5, p. 213-221.
- Spitz, R. A., Hospitalism, an inquiry into the genesis of psychiatric. Conditions en early childhood. Psychoanalytic study of the child (1945) 1, p. 83-90.
- Tizard, B., et al., Cognitive development of young children aged 24 months. Journal of Child Psychology and Psychiatry, 1970 11, p. 177-186.
- Tizard, B., et al., The social development of twoyearold children in Residential Nurseries; in: H. R. Schaffer: The origins of Human and Social Relations. New York, 1971.
- Tizard, B., et al., A comparison of adoption, restoration to the natural mother, and continued institutionalization on the cognitive development of four year old children. Child development, 1974, 45, p. 92-99.
- Tizard, B., et al., The effect of early institutional rearing on the behavior problems and affectional relationships of four year old children. Journal of Child Psychology and Psychiatry, 1975 a, 16, p. 61-73.
- Tizard, B. Varieties of residential nursery experience. London, 1975, FICE-Congress, Aberdeen, 1976.
- Tizard, B., et al., The effect of early institutional rearing on the development of eight year old children. Journal of Child Psychology and Psychiatry, 1978, 19, 99, 118.
- Ven, K. van der, The current situation in Children's homes (group-care) in the United States of America. Report for the meeting of FICE, Prague, 1985.
- Wiewauters, C., et al., Tussen conflict en samenspraak. Tydschrift voor Orthopedagogiek en Kinder-psiatrie, 1982, p. 82-91.
- Willemsen, D. J., Van internaat naar externaat. Konsekwenties van decentralisatie en kleinschaligheid voor orthopedagogische behandelings organisatie; in: J. E. Rink. Ontwikkelingen in de Residentiële hulpverlening, Groningen, 1982.
- Winnubst, C. M., Systemen van opvoeding in Nederland, 1815-1965. Amsterdam, 1967.
- Yzendoorn, M. H. van, Opvoeden in geborgenheid, een kritische analyse van Bowlby's attachment theorie. Deventer, 1985 2.

Fortbildungstagung

vom 4.-6. November 1986 im Hotel Fürigen ob Stansstad NW

Thema: ERZIEHUNGSSCHWIERIGE HEUTE - FOLGERUNGEN FÜR DIE HEIMPÄDAGOGIK

Inhalt: An der diesjährigen Fürigentagung wenden wir uns weniger organisatorischen und personellen Problemen der Heimpädagogik zu; wir wollen hauptsächlich der Frage nachgehen, *wer die Kinder und Jugendlichen in unseren Heimen heute sind.*

Kennen wir die «erziehungsschwierigen» Kinder und Jugendlichen von heute? Wie sind sie? Wer definiert sie als solche? Woher, wann und wie kommen sie noch in Erziehungs- und Sonderschulheime und in welche? Wie hat sich die Entwicklung unter diesem Gesichtspunkt in letzter Zeit verändert? Welche Folgerungen wären daraus für die Konzepte der Heimerziehung abzuleiten?

Dieses Thema möchten wir wiederum auf drei Wegen erarbeiten:

1. Fachreferate
2. Praxisberichte
3. Erfahrungsaustausch in Gruppen und Plenumsdiskussionen

Das detaillierte Programm ist ab Ende September erhältlich.

Adressaten: Leiter und leitende Mitarbeiter (Heimleiter, Erziehungsleiter, Gruppenleiter, Schulleiter, Sozialarbeiter, Therapeuten, Ausbilder und Behörden) für Heime im Bereich erziehungsschwieriger Kinder und Jugendlicher.

Leitung: **Dr. Joseph Eigenmann**, Schulleiter Kinderheim Bachtelen, Grenchen

Fridolin Herzog, lic. phil., Leiter Fort- und Weiterbildung SHL, Luzern

Tagungssekretariat: **Frau Heidi Hollenweger**, Geschäftsführerin SVE
c/o Pro Infirmis, Feldeggstr. 71, 8032 Zürich,
Tel. 01 251 05 31